

Nationalische schweizerische Varianten im Duden

Autor(en): **Garovi, Angelo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **55 (1999)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nationale schweizerische Varianten im Duden

Von Angelo Garovi

Aus der Literaturgeschichte ist die Polemik Gottscheds gegen die Schweizer Bodmer und Breitinger bekannt. Bodmer und Breitinger waren sich vorerst grundsätzlich einig mit Gottsched in der Förderung eines gemeindeutschen natürlichen Sprachstils nach englischem Vorbild gegen den gelehrten überladenen Stil. Die gegenseitige Respektierung und Duldung war indessen vorbei, als Breitingers «Kritische Dichtkunst» (1740) und Bodmers «Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie» im gleichen Jahr erschienen. In diesem Streit wirkten im Hintergrund zweifellos die *nationalen* Unterschiede mit. Gottsched, der nach Sachsen geflohene Ostpreusse, wurde als Spracherzieher und -pfleger päpstlicher als der Papst und intransigentere als die Sachsen in ihrem Sprachbewusstsein. Die Zürcher andererseits waren (auch politisch) empfindlich gegenüber der Geringschätzung ihres Dialekts vonseiten des meissnerischen lutherischen Kernlandes. Bodmer und Breitinger empfahlen nicht nur die alte schwäbische Poesie des 13. Jahrhunderts und den Minnesang aus der Manessischen Handschrift, sondern auch den Schatz der guten alten Mundartwörter, damit die Sprache «viel sinnlicher, prächtiger und nachdrücklicher werde». Damit führten sie direkt zur Germanistik des 19. Jahrhunderts.

Im Duden, 1880 erstmals als «Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache» erschienen, wollte der Verfasser Konrad Duden, Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Hersfeld, eine für das ganze deutsche Sprachgebiet gültige *einheitliche* Schreibweise festlegen. «Nationale» Interessen im Hinblick auf das 1871 errichtete Deutsche Reich sind offensichtlich. Da der Duden im Norden entstand, wurden die mittel- und norddeutschen Varianten zur Standardvariante erhoben. 1901 wurde die Schreibung im Duden auf einer staatlichen Orthographiekonferenz zur «amtlichen Schreibweise» dekretiert und damit «offizielle Norm». Österreich und die Schweiz schlossen sich dieser Regelung an.

Nationale und regionale Varianten

Konrad Duden beschränkte sich in der ersten Auflage auf den deutschen Grundwortschatz, d. h. auf alle in der Schriftsprache üblichen

Wörter deutschen und fremden Ursprungs mit Ausnahme der vielen abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter. Darüber hinaus hat er auch schon «seltener deutsche Wörter in ziemlich grosser Anzahl zugelassen; doch hat kein einziges Aufnahme gefunden, das nicht durch sein Vorkommen bei einem Schriftsteller unserer Tage seine Legitimation beibringen» konnte. Diese «selteneren» Wörter sind – aus schweizerischer Sicht – vor allem Wörter, die bei Gottfried Keller vorkommen. Die Erkenntnis, dass es in der Schriftsprache auch Wörter gibt, die in ihrer Geltung geographisch begrenzt sind, gab es noch nicht. Im Laufe der Zeit wurden aber immer mehr Regionalismen aufgenommen, nicht zuletzt dank dem Schweizer Schriftsteller Heinrich Federer, der seinerzeit zu einem der meistgelesenen deutschsprachigen Autoren wurde.

1935 wandte sich der Arbeitsausschuss der Schweizer Korrektoren an den Vorstand des Deutschschweizerischen Sprachvereins (DSSV, Vorgänger des heutigen SVDS) mit der Klage, «das schweizerische Wortgut» sei immer noch ungenügend berücksichtigt. Im Auftrag des Sprachvereins wurde für die 12. Auflage des Dudens (1942) der Bestand der Helvetismen stark erhöht. Damals kamen Wörter wie *Gemeindeammann*, *Zivilstandsamt*, *Abwart*, *Lehrtochter*, *Heimwesen*, *Maiensäss*, *Muni*, *Heubühne*, *Hauptverlesen*, *Wiederholungskurs*, *Morgenessen*, *Jass* u. a. in den Duden. Erst im Jahr 1960 gelangte die Dudenredaktion wieder an den Sprachverein mit der Bitte, erneut «Schweizer Wörter» zusammenzustellen. Daraufhin wurde innerhalb des DSSV der sogenannte Schweizer Dudenausschuss gegründet, dessen Stütze bis heute Kurt Meyer geblieben ist. Kurt Meyer hat auch im Auftrag der Dudenredaktion das grundlegende Duden-Taschenbuch «Wie sagt man in der Schweiz?» (DT 22) geschaffen.

In den neuen Philologien sind die regionalen Varianten wieder besonders ins Blickfeld getreten. In den «Linguistischen Grundlagen» des Basler Ordinarius Heinrich Löffler ist etwa zu lesen: «In der offiziellen Schriftsprache gilt meistens das norddeutsche Wort, obwohl die meisten Deutschsprechenden ein anderes Wort benutzen: So hört man häufiger *Alltag* (norddt.) anstelle von *Werktag* oder *Junge* statt *Bube*, *Fleischer* statt *Metzger*, *Karotten* statt (*gelbe*) *Rüben*. Hier leiden die Süddeutschen genauso wie die Schweizer darunter, dass ihre Sprache in der deutschen Einheits-Schriftsprache nicht genügend berücksichtigt wird.» (S. 96)

Helvetismen in der Literatur

Interessant ist die Anekdote über Dürrenmatt, wonach der Bühnenautor bei den Proben zu «Romulus der Grosse» auf die Mahnung eines deutschen Schauspielers hin, es heisse nicht «Morgenessen», sondern «Frühstück», die Szene neu schreibt und Romulus den Zeremonienmeister auf eben diese Vorhaltung hin antworten lässt: «Was in diesem Haus klassisches Latein ist, bestimme ich.»

Eine ähnliche Episode erzählt Hugo Loetscher von der Lektorierung seines Bandes «Der Waschküchenschlüssel oder Was, wenn Gott Schweizer wäre»: «Der Vater kommt betrunken nach Hause und trägt unterm Arm zusammengerollt das Überkleid. «Überkleid», meint der Lektor, «das versteht kein Mensch.» – «Wie sagt man dem, was ein Arbeiter zur Arbeit trägt?» – «Overall.» – «Nein, mein Überkleid besteht aus Jacke und Hose, zudem gab es in den dreissiger Jahren bei uns kaum Overalls.» Das Gespräch fand in einem Verlag statt, der berühmt war für seine soziologischen Texte. Man wusste, wann und wo und mit wem der Weltgeist Revolution durchführt; unklar war nur: Was trägt der Arbeiter zur Arbeit? Einer der Lektoren hatte Beziehungen zum Volk; er hatte in den Semesterferien an einer Tankstelle gearbeitet: «Das heisst ‚blauer Anton‘.» Nein, ich war nicht bereit zu schreiben: Er trug unter dem Arm zusammengerollt den blauen Anton; also durfte mein Arbeiter das Überkleid behalten.»

Hugo Loetscher weiter: «Für unsere helvetischen Möglichkeiten von klassischem Latein könnte man ein Simulationsspiel arrangieren zwischen einem Schweizer Autor und einem deutschen Lektor, wobei es nicht uninteressant wäre, den Part des Lektors abwechslungsweise von einem Norddeutschen und einem Süddeutschen spielen zu lassen; das gäbe ein interessantes Je-nachdem, weil der eine mit dem Schweizer zusammengesessen hat und der andere zusammengesessen ist. Vor dem Auftritt könnte man den Schweizer Autor einen Blick zu einem österreichischen Kollegen werfen lassen, der viel weniger Bedenken hat wegen seiner Austriazismen als der Schweizer wegen seiner Helvetismen.» (Sprachspiegel 4/1998)

Auch der sonst so «hochdeutsch» schreibende Max Frisch (der in Andorra das Wort *Tischler* und nicht das süddeutsche Wort *Schreiner* verwendet) braucht das Wort *girren* im Roman «Stiller» in der dialektalen Bedeutung von «gyre» (der Bode tuet *gyre*): «Man ging auf alten girrenden Tannenbrettern» oder «durch girrenden Schnee». *Girren* ist laut Frischs eigener Aussage ein Import aus der Mundart. Gerade Frisch und Dürrenmatt haben mit ihren Werken solche «schweizeri-

schen» Varianten in die deutsche Weltliteratur getragen. Und so ist es verständlich, dass sich die Dudenredaktion in Mannheim – durchaus im Sinne Konrad Dudens – bemüht, den Bestand der Helvetismen auszubauen.

Helvetische Varianten in der nächsten Auflage des Dudens

Für die 22. Auflage des Dudens wurden kürzlich nochmals die schweizerischen Varianten durch den Dudenausschuss des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache (SVDS) überprüft; dem Ausschuss gehören derzeit an: Max Flückiger, Peter Gallmann, Angelo Garovi, Erich Gülland, Heinrich Löffler und Daniel Weber (Vorsitz). Die neuste vorgenommene Durchsicht erfolgte nach den von Kurt Meyer zusammengestellten Grundlagen.

Welche Änderungen wurden miteinbezogen? – Grundsätzlich betrachtet der Schweizer Dudenausschuss den Duden nicht nur als Nachschlagewerk, das bei Rechtschreibproblemen Auskunft gibt, sondern auch als das am meisten verbreitete und vielerorts einzig vorhandene deutschsprachige Wörterbuch, in das deshalb auch Bedeutungsangaben aufzunehmen sind. Nach Ansicht des SVDS und des Dudenausschusses sollte der Rechtschreibduden die gebräuchlichsten Besonderheiten der Sprache in der Schweiz, die so genannten Helvetismen, aufführen. Auch ältere Helvetismen, die sich in literarischen Werken noch finden, sollen beibehalten werden. Der Dudenausschuss hat sich deshalb nur zurückhaltend für die Streichung von «veraltetem» Wortgut entschieden. Im Allgemeinen findet der Dudenausschuss die süddeutschen Varianten immer noch untervertreten. Es zeigt sich zudem oft, dass ein Wort nicht nur «schweizerisch» ist, sondern sich auch in einem weiteren süddeutschen Raum findet, so etwa das als «schweiz.» bezeichnete Wort *Gotte* und *Götti* für *Patin* und *Pate*. Sehr oft ist der Artikelgebrauch im Schweizerischen verschieden von der normierten Form, z. B. *das* und *der* Spital. Auch ist vielfach die Bedeutung, der sprachliche Gebrauch im schweizerischen (österreichischen, süddeutschen) Raum anders: *Helgen*, schweiz. mdal. für Heiligenbild; *Stutz*, ugs. für Geld; *Schatzung*: «amtliche Schätzung nicht nur des Geldwerts, sondern auch des Gebäudewerts»; *Schleck* kommt bei uns nur mehr vor in der Phrase «das ist kein Schleck»; *Schrund* bedeutet bei uns auch Felsspalte, Kluft, Abgrund; *Ausstand* meint schweiz. vorübergehendes Verlassen eines Gremiums; *abblitzen*, schweiz. vor Gericht abgewiesen werden, usw.

Rund 300 «neue» schweizerische Wortvarianten wurden vom Duden-ausschuss nach Mannheim weitergeleitet, unter anderem:

Äplermagronen, Baubewilligung, Bergell, Bostitch (schweiz. für Hefter), campieren, Caquelon, Charcuterie, Dispositiv, Domleschg, Fixleintuch, Gewaltentrennung, Hochschein («keinen Hochschein haben»), Hörnli, Hosensack, Hosenstoss, Hypo(thekar)bank, Hypo(thekar)zins, Klevner, Kollektivbillet(t), Korrektion (Strassen-, Bach-), Lastenzug, Menage, Morgenstreich, Natel, Parking, Passerelle, Pausenplatz, Raucherware, Rendement, Reservation, Ruchbrot, Rustico, Sackgeld, Samichlaus, Schlarpe, Schlötterling (schon bei Spitteler belegt), Schulzimmer, Spitex, Stimmfreigabe, Stimmvolk, trölerisch, Trute, Urnengang, Vergandung, Vernehmlassungsverfahren, Zwängerei.

Die Erfahrungen dieser Arbeit lassen sich mit dem Satz von Hugo Loetscher zusammenfassen: «Alle diese sprachlichen Grenzüberschreitungen führten immer wieder zu dem, was einst meine erste Spracherfahrung ausmachte: Sprache als ein Spannungsfeld, in dem sie sich nie als ein reines und definitives Gebilde präsentierte und nie einen Absolutheitsanspruch erheben konnte».